

# Die Familie als Mutterboden der Menschlichkeit

Autor(en): **Spoerri, Theophil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 8

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759608>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Familie als Mutterboden der Menschlichkeit

Von Theophil Spoerri

**E**s ist ein merkwürdig wohltuender und tröstlicher Gedanke, dass jeder Mensch einmal Glied einer Familie war, und dass auch der grausamste Verbrecher wohl als kleines Kind an der Mutterbrust lag, am Finger des Vaters die ersten Schritte wagte und unter Brüdern und Schwestern die ersten Freuden und Bitterkeiten menschlichen Zusammenseins erlebte. Man kann vielleicht das Unmenschliche in der Welt nur so erklären, dass es Unglückliche gibt, die nicht lange genug in der strengen und zarten Intimität einer gesunden Familie atmen konnten, um in ihrer Menschlichkeit ganz zu erwachen. Unmenschlich und sentimental geht gut zusammen; Robespierre triefte von humanitärer Rührseligkeit. Menschlichsein ist etwas Unsentimentales und Exaktes, das nur in der Schule der Familie gelernt werden kann. Hier werden alle grammatikalischen Fälle der Abhängigkeit und der Selbstbehauptung durchgeübt: der Nominativ der Eigenwilligkeit, der Genitiv der mütterlichen und väterlichen Bindung, der Dativ und Ablativ der geschwisterlichen und ferneren Bezogenheiten, der Vokativ und Akkusativ des ehelichen Standes. Da gelten Regeln mit genau abgezählten Ausnahmen. Fehler werden sofort und unerbittlich vermerkt. Zwischen Mann und Frau wie zwischen Bruder und Schwester gibt es kein ungefähres Zusammenspielen. Wie leicht ist auch das Vertrauen eines Kindes, dieses duftigsten Menschheitsbandes, verletzt. Schon beim ganz Kleinen muss der haarfeine Grenzstrich zwischen weicher Nachgiebigkeit und starrer Grundsätzlichkeit Punkt für Punkt ertastet werden. Da hilft nur volle Gegenwärtigkeit. Wenn die Instrumente im entscheidenden Augenblick nicht zusammenklingen, dann kann eine Verstimmung eintreten, die sich tief in die Substanz des Seelischen einfrisst. Aber wenn die Saiten einmal ganz zum Einklang kommen, welche Beglückung bis in die feinsten zitternden Lebensnerven, keiner andern zu vergleichen!

Was die Familie allen andern Beziehungen gegenüber auszeichnet und unersetzlich macht, so dass, wer es in ihr nicht

erfuhr, es nie mehr in seinem Leben nachholen kann, ist, dass ihre Bindungen hinabreichen ins irrationale Wurzelgeflecht der Seele. Man kann Familienbeziehungen nicht machen, man wird von ihnen aufgenommen und wächst in ihnen, bevor man zu sich selbst gekommen ist. Mag der Geist, wenn er flügge geworden, die düstige brütende Wärme des familiären Zusammenlebens hinter sich lassen und sich aufschwingen in den kühlen, weiten Aether des bewussten Daseins, seine innersten Impulse hat er doch im engen Schoss der Familie erhalten, und unbewusst wird er ewig mit ihr verbunden bleiben. Doch hat er recht, wenn er über die Grenzen der Familie hinausgeht, denn die Familie selber würde verdampfen, wenn sie nicht ihr Gegengewicht in der freigewählten und geistgeborenen Gemeinschaft fände. Ja, sie erfüllt ihre menschliche Mission dann am besten, wenn sie ihren Lebenssaft über ihren Bereich hinaustreibt bis in die weitesten Verbände des sozialen und staatlichen Zusammenlebens.

Wenn das Problem der Geschichte die Auseinandersetzung der freien, schöpferischen Persönlichkeit mit den bindenden Ordnungen der Gemeinschaft ist, so ist die Familie der erste Tummelplatz und das Übungsfeld alles historischen Wirkens. Es gibt kein menschliches Problem, das nicht seine Wurzel in der Familie hätte, und es gibt keinen Menschen, der nicht in seinem Innersten das Problem der Familie mit sich herumtrüge. Die Art des Verflochtenseins mit der Familie ist das entscheidende Grunderlebnis eines jeden Menschen, und es lohnte sich wohl, eine genaue Revision der Weltgeschichte von diesem Standpunkt aus vorzunehmen.

Damit ist aber die Familie in ihrer historisch gewordenen Gestalt zum Gegenstand unserer Betrachtung geworden. Welche Fülle von Spielformen und Abwandlungen tritt uns da vor Augen! Jede Zeit, jedes Volk, jede soziale Schicht hat ihre besondere Form der Familie. Sie entfaltet sich wie jede lebendige Form aus dumpfer keimhafter Gebundenheit zur goldenen, freien, durchgegliederten Reife, sie kann auch zerfallen, sich verkrusten und zu schaurigen Missbildungen entarten. Aber wie verschieden auch ihr Bild uns anblickt, je nachdem wir sie im Spiegel des Alten Testaments, der griechischen Tragödie, der römischen Geschichte, des christlichen Mittelalters, der bourgeoisi-

sen Moderne betrachten, in ihren Grundverhältnissen bleibt sie doch unabänderlich dieselbe strenge und einheitliche Ordnung. Gerade weil sie in den tiefsten Quellschichten des Lebens wurzelt, kann sie unendlich wandelbar sein, ohne ihr Wesen zu verlieren.

An der Struktur der Familie lässt sich der jeweilige Stand der Menschlichkeit ablesen. Wenn wir unsre Zeit an diesem Mass messen, so wird uns schrecklich bewusst, wie weit wir von der Schöpfungsordnung abgewichen sind. Die Familie ist weitgehend im Zerfall und so auch die Menschlichkeit. Weil wir das Menschliche nicht mehr im Schoß der Familie zu pflegen gewohnt sind, sind wir in all unsern Beziehungen stumpf und sentimental, — elefantenfüssig oder molluskenhaft — geworden. Weil wir den Sinn für das intime Wechselspiel der menschlichen Verflochtenheiten und seine tiefen Beglückungen verloren haben, geht unser Haschen nach Glück so sehr in die Oberfläche und überschlägt sich im Leeren. Und weil seine Wurzeln nicht mehr hinabreichen in den Mutterboden des Seelischen, weil er nicht mehr geborgen ist im Schoß einer wachstümlichen Gemeinschaft, verfängt sich der Einzelne in sich selber oder verfällt, sobald er über seine Grenzen tritt, dem mechanischen Zwang der Masse. Grausame und böse Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben — aber ein völkerzermalmender Erdrutsch des Maschinenhaften, wie wir ihn erleben, ist eine Steigerung der Unmenschlichkeit, die alles je Gewesene an Grauen übertrifft.

Die Rettung liegt gewiss nicht in der Rückkehr zur bürgerlich-moralischen Enge der Familie des 19. Jahrhunderts. Persönlichkeit und Gemeinschaft müssen wachsen in wechselseitiger Spannung und Lösung. Wir haben vorwärts zu schauen und die Form der Familie zu finden, die eine neue Schule der Menschlichkeit sein kann, einer Menschlichkeit, die stark und innig und schöpferisch genug sein wird, um eine zusammengestürzte Welt neu aufzubauen.

Auf der Suche nach der neuen Form der Familie leitet uns das Urbild, das in der Fülle der Zeiten als ihr ewiges Ziel gesetzt worden ist. Hier erscheint sie, wie sie sein soll, als unantastbar heilig in ihrem Kern und unbegrenzt in ihrer Ausstrahlung. Wer hat je die nächsten Familienabende ernster genom-

men als derjenige, der das Wort sprach: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen.“ Wer aber hat sich souveräner über die Bindungen der Familie hinweggesetzt als derjenige, der sagen konnte: „Wer sind meine Mutter, meine Brüder und Schwestern? — Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ Doch in solchen Worten Jesu Christi liegt zugleich die höchste Verklärung der Familie. Das Verhältnis Vater und Sohn wird zum Bild der göttlich-menschlichen Liebe, das Verhältnis zum Bruder zur allumfassenden Liebe von Mensch zu Mensch. Auch das Verhältnis zur Mutter weitet sich aus. Was im Evangelium keimhaft angedeutet ist, tritt seit dem Sonnengesang des heiligen Franz bis in unsere Zeit immer stärker hervor als Beziehung zur nährenden Mutter Erde, als Liebe zur Natur und Ehrfurcht vor allem organisch-leiblichen Leben.

Die Blüte des Menschlichen ist, dass die wachstümliche Innigkeit und Verbindlichkeit des Familienlebens alles, was menschliche Beziehung ist, erfasse und erfülle. Das ist das Ziel aller historischen Entwicklung; denn der Sinn der Geschichte kann kein anderer sein als die Entfaltung der Menschlichkeit bis zur Vermenschlichung der ganzen Welt.